

Alexandra Grüttner-Wilke



Wo

Du

(nicht)

sprichst

TEXT & DIALOG



Alexandra Grüttner-Wilke  
Wo Du (nicht) sprichst

Alexandra Grüttner-Wilke wurde 1983 in Plauen geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie im Eichsfeld/ Thüringen. An der Technischen Universität Dresden studierte sie Literaturwissenschaften, Religionsphilosophie und Erziehungswissenschaften. Im Anschluss an das Studium arbeitete sie als Stipendiatin der Robert Bosch Stiftung in Swidnik/ Polen.

Seit dem Jahr 2007 veröffentlicht Alexandra Grüttner-Wilke literarische Texte in Zeitschriften und Anthologien. 2016 erschien ihr erster Lyrikband „Die Scherbe Blau“. In den Jahren 2017 und 2019 folgten die Lyrikbände „Singen will ich Deiner Schönheit mein Lied“ sowie „Deine Perle, Marie“.

Ihre Erzählung „Pfennige“ wurde 2017 für „Radio Helsinki“ dramatisiert. „Die Brunnenprinzessin“ sowie eine Vorgängerversion der Erzählung „Herbst“ erreichten das Finale renommierter Literaturwettbewerbe. Für ihre Erzählung „Dornröschen“ erhielt Alexandra Grüttner-Wilke 2021 den 3. Preis des Literaturwettbewerbes Grassauer Deichelbohrer.

Alexandra Grüttner-Wilke

WO  
DU  
(NICHT)  
SPRICHST

Mit Illustrationen  
von Jannika Schünemann

Text & Dialog

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication  
in the Deutsche Nationalbibliografie;  
detailed bibliographic data are available on the Internet  
at <http://dnb.dnb.de>.

© 2023 Verlag Text & Dialog  
R.&B. Kaufmann GbR  
Konkordienstraße 40 | D-01127 Dresden  
Tel.: (+49)351/427 10 30 | M.: 0174/310 77 23 | Fax: (+49)351/219 969 56  
[www.text-dialog.de](http://www.text-dialog.de)

Satz und Layout: René Kaufmann  
Umschlaggestaltung: René Kaufmann u. Jannika Schünemann  
Illustrationen von Jannika Schünemann

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Made in Germany.

ISBN 978-3-943897-70-8

*Wann führen wir das unvollendete Gespräch fort?  
Nenne Ort und Adresse auch wenn das Dunkel dicht ist  
und die Streichhölzer nass sind vom Nebel.*

Julia Hartwig

*Ich suche und glaube an das Warten  
ein schüchternes, hilfloses Lied  
das ohne Grenzen und ohne Beleidigung ruft  
ohne den Stolz einer Forderung*

Pippo Pollina





11	<i>Die Brunnenprinzessin</i>
29	<i>Transfusionen</i>
41	<i>longingforlove</i>
51	<i>Blaue Scherben</i>
77	<i>Hölderlins Hunde</i>
111	<i>Berührt</i>
125	<i>Pfennige</i>
139	<i>Blickdicht</i>
149	<i>Ahnungen</i>
165	<i>Das Experiment</i>
177	<i>Dornröschen</i>
187	<i>Herbst</i>
199	<i>An ihrer, seiner, meiner statt</i>
217	<i>Eisheilig</i>
231	<i>Wo Du (nicht) sprichst</i>
261	<i>Raum im Raum</i>



# Statt eines Vorwortes

Fides

gelöst ist die Schnur Gram  
um Deine Entscheidung  
die blickdichten Vorhänge aufzuziehen

den Dunkelschmerz der Augen auszuhalten  
in einer Flut von Sonnenlicht

Nur eine Weile noch  
bis Du die reiche Bemalung Deiner Iris  
im Fensterspiegel erkennst

ihre Muskulatur  
kräftig genug  
beide Pupillen zu weiten

für den einströmenden Mut  
Deine verwilderten Wege

beschaut  
mit Anfangsfreude  
zu gehen



# Pfennige





Sie lässt die Pfennige aus der geöffneten Hand zurück in das Marmeladenglas rutschen. Die kupfernen Münzen klirren, wenn sie aneinanderstoßen. Es ist das letzte Glas in der Reihe, ziemlich groß und randvoll. Als der letzte Pfennig wieder im Glasbauch verschwunden ist, schraubt Ruth den Deckel zu, nimmt es in die Hand und will es herumdrehen, wie eine Sanduhr, nur so, aus Spaß. Der Spaß kostet Kraft. Das Handgelenk ist hinüber seit der Entzündung. Auch die Operation konnte da nicht viel machen. Alleine schafft die gesunde Hand es nicht, das schwere Glas zu drehen. Ruth stellt es zurück an seinen Platz. Vielleicht ist die Zeit schon abgelaufen. Die Pfennige liegen einer auf dem anderen und rühren sich nicht. Was soll sie jetzt machen mit ihnen. Lebenslang hat Ruth gesammelt, bis es keine Pfennige mehr gab, nur noch Cent, aber die sammelt sie nicht. Aus allen dreißig Jahren vor der Wende hat sie Pfennige in Marmeladengläsern, zwei Regalböden braucht es, sie unterzustellen. Immer wieder hat sie in ihr Portemonnaie gegriffen und Münzen herausgesucht, um sie in ein Glas zu legen, zu den anderen. Immer so zwischendrin, zwischen Wäsche und Kind und Kochen. Das steckt auch alles mit drin. Sehen kann es keiner, aber es ist doch, als wäre das ganze Zwischendrin bis zur Wende in den Gläsern eingekocht und

aufbewahrt. Als Notgroschen, hat sie immer gedacht, viel Wert kam ja nicht zusammen dabei. Aber dann war es eines Tages plötzlich gar nichts mehr wert und umtauschen mochte sie es nicht, das wäre gewesen, als hätte sie auch das ganze Zwischendrin umtauschen wollen, als wäre das auch alles gar nichts gewesen und es war doch was.

Es war doch was, als sie den Garten noch hatten und die Laube und die Hollywoodschaukel, als der Junge noch bei ihnen war. Hat so gerne in der Hängematte gelegen, ihr Junge, aber es gab ja immer viel zu tun, der große Garten, da musste auch der Junge mit ran. Mit dem gebrochenen Arm ging es dann eine ganze Weile nicht. „Leg Dich mal lieber in die Hängematte, Junge“, hatte Karl gesagt und ihm jeden Tag Kuchen gekauft. Wenn er da so ein bisschen hin und her schaukelte und sie kam kurz mal zu ihm, sah er richtig glücklich aus. Später hat Karl dem Enkel die Hängematte aufgehängt, genau über den Johannisbeersträuchern, da brauchte der Kleine nur die Hand ausstrecken im Sommer. Die schwarzen hat er ja immer hängen lassen, aber die roten und gelben hat er sich abgepflückt. Fast wie ein eigenes Kind, der Kleine. Sie weiß noch, wie er geweint hat, als er nach den sechs Monaten bei ihnen zurück nach Hause konnte, weil dort wieder alles in Ordnung war, jedenfalls sah es damals so



aus. Unser Jüngelchen hat sie gedacht und Karl, der tagelang stumm am Küchentisch saß, übers Haar gestreichelt. Hat mehr an dem Enkel gehangen, ihr Karl, als am eigenen Sohn. Oder hatte mehr Mut, sein Herz anzuhängen. Die Jahre liegen im Glas und sind stumm. Der Krebs war auch stumm, taubstumm, ließ sich nichts befehlen, ließ sich nichts sagen von Karl, der doch gewohnt war, alles davon zu poltern, was ihm nicht passte. Sie hat nie verstanden, wie einer so wütend sein kann über die Falte im Bettbezug, die Prise zu viel Muskat im Kartoffelmus. Hat dem Sohn mal den Arm gebrochen im Streit und geheult hinterher wie das reine Elend. Hat gebettelt, dass sie bleiben sollen. Wohin hätten sie denn auch sollen. Der Sohn brauchte doch eine Familie, und war ja doch sein Vater, war auch ein guter Vater, trotz allem.

Den Krebs konnte er nicht verprügeln, nicht anbrüllen und nicht kleinkriegen. Sie hat ihn fast nicht wiedererkannt am Ende. Wie er da still im Bett lag, aus dem Fenster schaute und es war ihm egal, ob die Bettdecke Falten warf, und egal war, was es zu essen gab. Vor dem Fenster hat dauernd die Fliege gesurrt und nach dem Ausgang gesucht, nach dem Weg nach draußen. Wenn sie eins nicht vergessen kann, dann die Fliege neben seinem Bett am Fenster. Mein Mann, hat sie gedacht und nichts gesagt,

aber gespürt, sie hat es noch nie so gedacht wie jetzt, wo es zu Ende geht mit ihm und der Krebs, der Wucherbrocken, sich Platz schafft und verdrängt, was nicht mehr zu ihm gehört. Auch ihren Schlaf verdrängt der Krebs. Tag und Nacht hält er sie wach. Mir geht es gut, hört sie sich zu den Schwestern sagen, gut, gut, gut. Aber dann ist sie plötzlich müde, mitten am Tag, so müde, dass sie einfach einschläft auf dem Stuhl neben Karls Bett. Um irgendwo einzuschlafen, dafür ist sie schon zu alt. Als sie aufwacht, tut ihr alles weh. „Karl“, sagt sie und legt ihm die Hand auf den Arm, „ich fahre nach Hause und leg mich hin, nur eine Stunde, dass ich den Abend hier sitzen kann und die Nacht.“ Als sie wiederkommt ist das Bett leer. „Es tut uns leid“, sagt die Schwester und auch: „Nun hat er es überstanden.“ Wo er jetzt liegt, traut sie sich nicht hin. Das Bett im Zimmer ist schon neu gemacht. Mindestens zwanzig Falten schlägt der Bezug. Sie hätte es besser gekonnt. Auf der Straße stolpert sie und steht nicht mehr auf. Später fasst sie einer am Arm und fragt, wie sie heißt. Am Arm muss auch die Handtasche sein und der Ausweis, der weiß, wer sie ist und wo sie wohnt. Sie soll irgendwas. Der Mann ist freundlich, aber sie versteht kein Wort. Sie will auch nichts verstehen, stellt sich tot und stumm und taub. Ein Krankenwagen rollt heran. Kinder,

so ein Aufwand. Der Sohn holt sie ab. „Mama“, sagt er: „Warum hast du nicht angerufen?“ Sie wollte doch nur einen Mittagsschlaf machen, sie war doch so müde auf einmal, so müde, dass sie immer eingeschlafen ist auf dem Stuhl neben seinem Bett. Zwanzig Minuten Straßenbahn und fünf Minuten bis rauf zur Wohnung, eine Stunde Mittagsschlaf und wieder runter zur Bahn und zwanzig Minuten zurück zu ihm, macht eine Stunde und fünfzig Minuten. Das ist doch nicht viel, das ist doch ein Katzensprung. Jetzt weint sie und drückt das Gesicht in die Sohnschulter. Ein Arzt kommt und spritzt ihr was. Langsam rücken weiße Wolken an sie heran, verführerisch nah. „Ja“, sagt sie und legt sich in das Wolkenbett, „so ist es gut“. Nach dem Aufwachen ist alles Gute auf und davon. Die Tage müssen herumgebracht werden, die Nächte auch. Wenn es gar nicht geht, lässt sie sich Wolken spritzen. Wenn es gar nicht geht, ruft sie den Sohn nicht an. Karl hat ihm mal den Kinderarm gebrochen, sie hat geweint. Richtig zusammengewachsen ist es nicht mehr.

Ruth geht in die Küche, den Abwasch machen. Es dauert nicht lange, eine Tasse, einen Teller und ein Messer zu spülen. Die paar Krümel auf dem Tisch wischt sie mit der Hand zusammen. Unten ist wieder Streit. Sie brüllt, er brüllt zurück. „Haben doch auch Kinder“, denkt Ruth,

und: „Was die jetzt wohl machen?“ Später schaut sie aus dem Fenster und sieht wie der Mann, was der Vater sein muss, auf die Straße geht. Jetzt ist es unten ganz still. Ruth streift sich den Schuh vom Fuß, nimmt ihn in die Hand, bückt sich und klopft so heftig es geht, dreimal damit aufs Laminat. Da unten soll die Lampe wackeln. SOS. Karl bricht dem Jungen den Arm, sie steht dabei, tut nichts und weint.

„Wenn ich sterbe“, hatte der Junge mal gefragt, „muss ich da die Augen zumachen?“ „Junge, du stirbst noch lange nicht“, hatte sie schnell geantwortet. „Warum macht man die Augen zu, wenn man stirbt, Mama?“ Sie hatte zu tun mit dem großen Abwasch und klapperte mit dem Geschirr. Am Abend saß sie beim Jungen. Er war schon fest eingeschlafen, da hat sie die Frage neben ihm liegen sehen, immer unruhiger ist sie geworden und hat sich frei gestrampelt, ist Ruth in den Schoß gekrochen, auf Katzenpfoten und hat sich festgesetzt, irgendwo zwischen Kopf und Herz. Dort blieb sie und legte sich auf die Lauer. Manchmal sträubt sich ihr Fell. Manchmal beginnt sie zu schnurren.

Wenn Ruth sich trösten will, geht sie ins Schlafzimmer und öffnet den Kleiderschrank. Sie nimmt einen von Karls alten Anzügen heraus und legt ihn aufs Bett. Dann

legt sie sich daneben oder schiebt ihre Arme in die Ärmelöffnungen und legt ihre Wange auf den Stoff, der immer noch riecht nach ihm und nach dem, was zu ihm gehört hat. Manchmal schläft sie ein und beginnt zu träumen, etwas sehr Kitschiges, aber sie kann nichts dafür. Von einem Prinzessinnenkleid träumt sie, mit Fäden von Gold. Beim Berühren spürt sie Spitze und Tüll. Die Krone auf dem Kopf ist schwer, man muss sehr gerade gehen, damit sie nicht vom Kopf herunterfällt. Lauf immer, als trügst du die Krone auf dem Kopf, hat Mutter gesagt. Das hat sie sich gemerkt. Die kluge Mutter hat fast alles gewusst. Ist schon lange tot. Hat die Augen zugemacht. Warum, schnurrt es schon wieder, auch das Fell sträubt sich. Geschirr zum Klappern hat sie gerade nicht, aber sie kann sich noch immer die Krone auf den Kopf setzen und das schöne Kleid anziehen, sie, eine so alte Frau. Wenn mir einer zusehen würde, die würden mich einsperren, denkt sie. Die würden kommen und fragen: „Wie heißen Sie? Bitte mitkommen.“ „Ja, wie heiße ich.“ Sie muss nachdenken. Ihr ist, als wäre es die schwerste Frage überhaupt, noch schwerer als die Augenfrage vom Jungen. Irgendwann weiß sie es, oder sie nutzt die Gelegenheit sich zu nennen, wie sie immer schon heißen wollte: Rosa, das klingt so schön nach Rose und Rose klingt so schön ro-

mantisch. Also mitkommen? „Ja, Sie müssen mitkommen, Sie schaffen es nicht mehr allein, das müssen Sie doch einsehen, in Ihrer Küche haben die Gardinen gebrannt.“ „Die Gardinen?“ Sie ist zu Tode erschrocken und will los, in die Küche und nachsehen. Aber sie darf nicht in die Küche. Alles ist viel hektischer als nötig. Sie kommt ja mit, sie will ja nicht verbrennen und selbst wenn nichts mehr brennt, wird es doch schrecklich stinken, da muss erstmal renoviert werden wahrscheinlich und gelüftet. Ja doch, jetzt muss sie aber mal unwirsch werden. „Junger Mann, ich brauch doch ein Nachthemd, Unterwäsche, Strümpfe.“ Darf sie alles nicht. Zum Glück kann sie im Vorbeigehen ein Glas mit Pfennigen greifen, Handgelenk hin oder her, das muss jetzt geschafft werden. Ganz eng drückt sie es an sich. „Nimmt Ihnen ja keiner weg. Alles andere bringt Ihnen dann Ihr Sohn nach, kommen Sie.“ „Aufrecht“, denkt sie, „und immer die Krone auf dem Kopf.“ Dann gehen sie. Eine Prinzessin mit Eskorte. „Haben Sie abgeschlossen?“, fragt sie den jungen Mann. „Ja, ja“, antwortet er. „Ob man dem trauen kann?“

Wo sie hinkommt, ist es gar nicht übel. Alles hellgelb, die Wände, die Bettdecken, die Tischtücher. Hellgelb. Mitten im Gelb fällt ihr der Name wieder ein. Aufgeregt fasst sie die Frau am Arm, die, woher auch immer, plötz-

lich neben ihr sitzt: „Hören Sie. Ruth, ich heiße Ruth, Ruth Eierschecke aus der Kaffeestraße. Ach nein, das war die andere Oma, die aus dem Buch des Kleinen.“ Jetzt kommen ihr doch die Tränen. Wenn man sich nicht mehr auskennt in sich, ist das schlimmer als der Krebs vom Karl. Es ist das Schlimmste. Immer hatte sie gesagt: „Karl, wenn einer von uns mal verrückt wird, passt der andere auf ihn auf.“ „Ja“, hatte Karl gesagt, „ja“. „Karl“, sagt sie zu der Nebenfrau, „ist tot. So tot, das kann ich Ihnen gar nicht beschreiben und ich, ich bin es nicht.“

Eingelebt hat sie sich nicht, aber sonntags können sie wählen: Schwimmbad oder Gottesdienst. Sie nimmt immer Gottesdienst. Der Pfarrer ist so schön. Was er sagt, versteht sie nicht richtig oder vergisst sie. Erfahrung hat sie mit dem Ganzen sowieso nicht. Der Raum, in den sie der Pfleger mit dem Rollstuhl bringt, ist angenehm still, zu wenige Farben findet sie, aber angenehm still. Wenn die Stelle kommt, wo alle aufstehen, muss sie nicht. Wenn sie will, kann sie sitzen bleiben. Die anderen machen auch nicht mit. Aber Ruth will, weil der Pfarrer so schön ist, obwohl das Schwarz ihr anfangs aufs Gemüt gedrückt hat. Dann aber nicht mehr. Manchmal hat er Zeit gehabt und ist zu ihr gekommen auf ihr Zimmer. Sie hat kein Wort gesagt, doch nicht zu so einem schönen Mann. Sie weiß

nicht, wie man mit einem Pfarrer spricht, noch dazu, wenn er so schön ist, sie hat keine Erfahrung in solchen Dingen. Zum Glück hat er sich anschauen lassen, immer mal wieder. „Wenn ich jung wäre“, hat sie gedacht, und es hat gekichert in ihr. Ausgesprochen hat sie aber nichts, kein Sterbenswörtchen.

Sie wird sich nicht mehr einleben. Sie wird auch nicht mehr zurückkommen. Wenn sich der Vorhang immer wieder noch öffnet, weiß sie genau Bescheid. Sie wird die Augen zumachen. Das Schnurren ist ganz nah. Mit Geschirr kann sie hier ganz und gar nicht klappern. Ihre Küche ist abgebrannt. Sie hatte noch abgewaschen und alles war ordentlich. „Wo ist das Geschirr nur hin? Ob es der Mann mitgenommen hat, der sie aus der Wohnung abgeholt hatte?“ Um das Schnurren sträubt sich Fell und springt ihr auf den Schoß. „Gut“, denkt sie, „gut, gut“, und beginnt zu streicheln, dort, wo es hart ist, aber weich wird, immer weicher, katzenfellweich.

Manchmal ist es jetzt so schlimm, dass die Wolkenspritze nur Nebel macht. Nebel ist feucht und kalt, man bekommt kein Auge darin zu, die Angst wächst darin und man kann sie nicht ansehen. Ruths Angst wächst um sie herum. Sie kennt sich nicht mehr aus. Einer meint, ihre Gardinen würden brennen, da muss sie doch die Feuer-



wehr rufen und die Pfennige retten. Kann doch nicht einfach verbrennen und zusammenschmelzen, das ganze Leben, das ganze Zwischendrin. Wie sie gelacht hat mit dem Sohn auf der Wiese im Sommer, wie sie an der Bushaltestelle gestanden haben und zum Arzt fahren mussten mit dem gebrochenen Arm, und der wächst und wächst nicht richtig zusammen.

Ganz nah am Ende stört so ein kaputtes Handgelenk gar nicht mehr. Schwimmbad oder Gottesdienst? Gottesdienst und sie wird ihr Prinzessinnenkleid tragen und die Pfennige mitnehmen. Wenn der Schöne Seins austeilte in die geöffneten Hände der Männer und Frauen, die aufgestanden sind und vor ihm im Kreis stehen, dann wird sie sich nochmal aus dem Rollstuhl heben und hinter ihm her gehen, aufrecht, mit der Krone auf dem Kopf und in jede Hand einen Pfennig legen oder zwei, sie hat ja das ganze Glas voll. Sollen die anderen zusehen, was werden soll damit, sie gibt jetzt alles weg, damit es nicht weggommt, wenn sie die Augen zumacht. Ja, Hauptsache, es kommt nicht weg, das ganze Leben, das ihr zu schwer geworden ist mit den Jahren und mit dem kaputten Handgelenk.

In den Erzählungen von Alexandra  
Grüttner-Wilke begegnen uns  
Menschen in ihrer Sehnsucht nach  
Begegnung und Sinn,  
vor allem aber in ihrem Ringen  
um den Mut, das Risiko der  
Verwundbarkeit einzugehen,  
um eine Liebe zu leben,  
die Hingabe wagt.

GRÜTTNER-WILKE  
**Wo Du (nicht) sprichst**

Text & Dialog  
[www.text-dialog.de](http://www.text-dialog.de)

ISBN 978-3-943897-70-8



9 783943 897708